

Zeitschrift: Schweizerisches Jahrbuch für Wirtschafts- und Sozialgeschichte = Annuaire Suisse d'histoire économique et sociale

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte

Band: 28 (2014)

Artikel: "Heimliche Häuslichkeit" auf "dem öden Bergschloss" : bürgerliches Wohnen in einem feudalen Habitat, 1865-1877

Autor: Egli, Nanina

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-632432>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nanina Egli

«Heimelige Häuslichkeit» auf «dem öden Bergschloss»

Bürgerliches Wohnen in einem feudalen Habitat, 1865–1877

“Homely Domesticity” at “the Waste Mountain Castle”. Bourgeois Living Practices in a Feudal Habitat, 1865–1877

Matthäus Pfau-Geilinger, a democratic politician from Winterthur, Switzerland, bought the medieval Kyburg castle where he lived with his family from 1865. He put on display his collections of paintings and historical and pseudo-historical objects and allowed thousands to visit the castle. A castle is a heterotopia (Foucault), that is, a real place of utopian character. Heterotopias challenge our understanding of normal spaces, and exploring life in a castle reveals a lot about bourgeois living practices in general, because the sources reflect the eccentricity of such a living space. The sources in this case show how the new owner emotionally adapted to his home, in ways that moving into a normal house would not require. A close look at the living practices in the Kyburg castle challenges the assumption that the segregation of private life from the public realm is a crucial marker of modernity. Pfau never referred to Kyburg as a museum; rather, he invited thousands of people into his private residence. This reflects Pfau’s vision, one that he shared with his political friends, that democracy consists of a multitude of personal interactions. The bourgeois urge in the 19th century to obtain castles is usually explained in terms of the desire to imitate the noble lifestyle. But, I argue that it should be understood as a kind of theatrical re-enactment of the past. Though he was vulnerable, as a democratic politician, to hostile press campaigns by other leading liberals, no one criticized Pfau-Geilinger for his lifestyle. The feudal habitat transformed the owner. It enabled him to fulfil the *Bildungsbürger* ambition of possessing a historical domicile, but the reclusion and the dependency on the seasons fundamentally changed his lifestyle.

Am 14. März 1865 bezog der Winterthurer Matthäus Pfau-Geilinger (1820–1877) zusammen mit seiner Frau und drei Söhnen die Kyburg, eine gute Wanderstunde von Winterthur entfernt oberhalb des Flusses Töss.¹ Pfau hatte das Schloss samt Umland im Jahr zuvor von der polnischen Grafenfamilie Sobanksy für 70'000 Fr. erstanden.² Er bewohnte das Schloss nicht nur, sondern stellte darin eine Gemäldegalerie, kostbare Möbel, eine Waffensammlung, Folterwerkzeuge und Figurinen aus. Ein steter Besucherstrom ging bald in die Tausende.³

Die neuen Burgbesitzer könnten auf den ersten Blick nicht unterschiedlicher sein als die Vorbesitzer, die polnischen Grafen. Pfaus Tätigkeiten und Stellungen lesen sich prototypisch für den Habitus eines mit sozialem und finanziellem Kapital gesegneten Bürgers von Winterthur. Mit 44, als er die Kyburg kaufte, um sich aus dem Geschäftsleben zurückzuziehen, hatte er sich erfolgreich als Kaufmann etabliert, war ein im Sonderbundskrieg zu Ehren gekommener Militär, Politiker der demokratischen Bewegung, Stadtrat und Grossrat. Der Kunstgeschichtsprofessor Salomon Vögelin (1837–1888), ein Freund Pfaus, schildert die Verwunderung der Winterthurer, als der Oberst das weiträumige Schloss kaufte: «Als die Kunde dieses Kaufes durch die Zeitungen ging», konnte mancher, «der Pfau in seiner bisherigen städtischen und geschäftlichen Thätigkeit kannte [...] sich ihn nicht als Einsiedler auf dem öden Bergschloss denken». Man nahm also an, «der Kauf von Kyburg, sei eine Spekulation oder wenigstens sei er nicht zu seinen eigenen Handen, sondern im Auftrag eines Dritten erfolgt. [...]. Aber alle diese Vermuthungen waren eitel. Pfau hatte das Schloss für sich gekauft.»⁴

1 Zu Pfau: Martin Illi, Pfau, Matthäus, in: Historisches Lexikon der Schweiz, <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D13510.php> (Version vom 30. 1. 2012); Diethelm Fretz, Matthäus Pfau, in: Heinrich Türler et al. (Hg.), Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz, Bd. 5, Neuenburg 1929, S. 419; Nachruf: Friedrich Salomon Vögelin, † Matth. Pfau, in: Landbote, Nr. 193–195, 16.–18. 8. 1877. Als Grundlage dieses Aufsatzes dienen zudem Forschungen aus: Nanina Egli, «Wie ein Traum des Mittelalters, eine verkörperte Romanze». Geschichtshandeln und Schloss Kyburg unter der Ägide von Matthäus Pfau (1864–1877), Lizziatsarbeit, Zürich 2010. Siehe auch: «Heil dir in Ewigkeit, o Rudolf von Habsburg». Theoretische Etüde über das Konzept der Erinnerungsorte für eine Analyse von Habsburger Geschichtsorten im schweizerischen Historismus, in: Miloš Řezník, Katja Rosenbaum, Jos Stübner (Hg.), Regionale Erinnerungsorte: Böhmisches Land und Mitteldeutschland im europäischen Kontext (Studien zur Regionalgeschichte 1), Leipzig, Berlin 2013, S. 217–232.

2 Notariat Illnau, Grundbuchprotokoll Kyburg 1864, Nr. J, S. 661–665.

3 Dazu v. a.: Pfaus Kyburger Führer: Kyburg. Die Stammburg mütterlicher Seite Rudolfs v. Habsburg. Mit einer Originalzeichnung von J. H. Möller. Wegweiser und Gedenkblatt den Besuchern des Schlosses, 1.–8. Aufl., Winterthur 1866–1879.

4 Vögelin (wie Anm. 1), 17. 8. 1877.

Methodisch-theoretische Überlegungen

Selbst die Zeitgenossen empfanden die Wohnsituation als ungewöhnlich. Die Analyse derart exzentrischer Fälle hielt die Forschung bis anhin für vernachlässigbar, um sich auf normalere Wohnformen zu konzentrieren. Schon der architektursoziologische Klassiker Amos Rapoport warnte, ein Schloss sei ein Monument, mit der Untersuchung von Monumenten habe sich die Architekturtheorie ohnehin schon zu lange beschäftigt.⁵ Untersuchen solle man stattdessen «vernacular (or folk, or popular) architecture».⁶ Die Analyse einer ungewöhnlichen Wohnform ist, so soll dieser Aufsatz zeigen, durchaus ein gangbarer Weg, um mehr über die allgemeinen Wohnpraktiken des Bürgertums im Zeitalter des Historismus zu erfahren. Weil die Wohnsituation als ungewöhnlich wahrgenommen wurde, provozierte sie eine Auseinandersetzung, in welcher die Norm als Gegenmodell erscheint, was ermöglicht, eine solche *ex negativo* nachzuzeichnen. Falls für uns Absonderliches zeitgenössisch nicht hinterfragt wurde, muss man sich die Frage stellen, ob diese Absonderlichkeit eventuell auch in Wohnformen zu beobachten wäre, die unseren näherliegen.

Besonders günstig ist der hier zu untersuchende Fall wegen der speziellen Konnotation der Räumlichkeit. Eine Burg ist eine Heterotopie im Sinn Foucaults, das heißt ein realer Raum mit utopischem Charakter.⁷ Heterotopien bringen mehrere, unvereinbare Räume zusammen. Sie stehen oft «in Verbindung mit besonderen zeitlichen Brüchen. Sie sind, wenn man so will, mit den Heterochronien verwandt.» Sie besitzen «stets ein System der Öffnung und Abschließung [...], welches sie von der Umgebung isoliert. [...] Die Heterotopie ist ein offener Ort, der uns jedoch immer nur draussen lässt.»⁸ Die Kyburg wurde einerseits von den Pfauern als Wohnraum genutzt, andererseits markierte sie Historizität und Mittelalterlichkeit, den geheimen Fluchttort der Moderne.⁹ Heterotopien haben die Eigenschaft, andere Räume infrage zu stellen, eine Eigenschaft, welche den Spezialfall «Burg» für das Verstehen einer alltäglichen bürgerlichen Wohnsituation der Zeit prädestiniert.

5 Amos Rapoport, *House Form and Culture* (Foundations of Cultural Geography Series), Englewood Cliffs (NJ) 1969, S. 1.

6 Ebd., S. 1.

7 Michel Foucault, *Die Heterotopien. Der utopische Körper, zwei Radiovorträge, zweisprachige Ausgabe*, übersetzt von Michael Bischoff, mit einem Nachwort von Daniel Defert, Frankfurt a. M. 2005.

8 Ebd., S. 16–18.

9 Aus der Fülle der Literatur zu diesem Themenfeld seien hervorgehoben: Valentin Groebner, *Das Mittelalter hört nicht auf. Über historisches Erzählen*, München 2008, S. 52–90; Alain Boureau, *Das Recht der Ersten Nacht. Zur Geschichte einer Fiktion*, übersetzt von Rainer von Savigny, Düsseldorf 1996; Otto Gerhard Oexle, *Die Moderne und ihr Mittelalter. Eine folgenreiche Problemgeschichte*, in: Peter Segl (Hg.), *Mittelalter und Moderne. Entdeckung und Rekonstruktion der mittelalterlichen Welt* (Veröffentlichungen des Mediävistenverbandes 2), Bayreuth 1997, S. 307–364.

tiniert.¹⁰ Dazu ist die Geschichte solcher spezieller Gebäude unter räumlichen Gesichtspunkten nicht annähernd erschöpfend behandelt worden. Die Forschung kapriziert sich einseitig auf ästhetische sowie technikgeschichtliche Fragen und schert sich meist nicht um die Historizität von alltäglichen Praktiken.¹¹

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist Geschichtshandeln¹² Norm. Das 19. Jahrhundert ist das «Zeitalter der Geschichte»:¹³ «Eine tiefe Historizität dringt in das Herz der Dinge ein, isoliert sie und definiert sie in ihrer eigenen Kohärenz, erlegt ihnen Ordnungsformen auf, die durch die Kontinuität der Zeit impliziert sind.»¹⁴ Bezieht man in dieser Epoche ein Schloss, stellt man sich in den Kontext von dessen Geschichte und wird dadurch beeinflusst, seine Wahrnehmung der Geschichtlichkeit zu reflektieren, was sich in Ego-Dokumenten niederschlägt.

Jemand, der einen gebauten Raum bezieht, beginnt sogleich, ihn zu verändern, sei es mit realen Umbauten und Einrichtungen, sei es durch diskursive Auseinandersetzungen. Die Raumsoziologie, wie sie etwa von Martina Löw weiterentwickelt worden ist, macht darauf aufmerksam, dass Raum durch Handlungen strukturiert und so eigentlich hergestellt wird.¹⁵ Mit der Konzentration auf die momenthafte Rezeption gerät in diesem Ansatz jedoch die Zeitlichkeit etwas in den Hintergrund, bezieht man diese ein, entpuppt sich der Raum selbst als Akteur. Neue Ansätze der Gebäudesoziologie haben in den letzten Jahren zu erproben begonnen, ob man Bruno Latours Akteur-Netzwerk-Theorie¹⁶ über die Akteurschaft von Dingen auch für die

10 Zur Geschichte des bürgerlichen Wohnens im 19. Jahrhundert v. a.: Adelheid von Saldern, Im Hause, zu Hause. Wohnen im Spannungsfeld von Gegebenheiten und Aneignungen, in: Jürgen Reulecke (Hg.), Geschichte des Wohnens, Bd. 3: 1800–1918. Das bürgerliche Zeitalter, Stuttgart 1997, S. 145–332; zum Raum Zürich und Winterthur: Claude Enderle, Bürgerliches Wohnen der Mittelschicht von 1850 bis 1920 in Winterthur und Zürich, Typoskript der Dissertation, Zürich 2005.

11 Dies moniert Karl Schlögel, Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik, München 2003, S. 315.

12 Geschichtshandeln ist alles Handeln, das entweder durch in der jeweiligen Zeit als historisch empfundene Dinge und/oder Diskurse verursacht wird oder das in der jeweiligen Zeit als historisch empfundene Dinge und/oder Diskurse erzeugt, also keine Handlungen, die wir in unserer Gegenwart als schulbuchartig «historisch» oder Geschichte machend empfinden (wie Kriegführen, Kaiserkrönen etc.). Das Konzept Geschichtshandeln schliesst sich eng an Jörn Rüsens Geschichtskultur an, ist aber wertneutraler und verwendet bewusst auch Formen der Geschichtskultur. Zur Geschichtskultur: Jörn Rüsen, Was ist Geschichtskultur? Überlegungen zu einer neuen Art, über Geschichte nachzudenken, in: Jörn Rüsen, Theo Grüter, Klaus Füssmann (Hg.), Historische Faszination (Geschichtskultur heute), Köln 1994, S. 3–26.

13 Michel Foucault, Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften, übersetzt von Ulrich Köppen, Frankfurt a. M. 1974, S. 269.

14 Ebd., S. 26.

15 Martina Löw, The Constitution of Space. The Structuration of Space Through the Simultaneity of Effect and Perception, in: European Journal of Social Theory 11 (1), 2008, S. 25–49.

16 Etwa Bruno Latour, Über den Rückruf der ANT, in: Andréa Belliger, David J. Krieger (Hg.), ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie, Bielefeld 2006, S. 561 bis 571; Henning Schmidgen, Bruno Latour zur Einführung, Hamburg 2011; Bruno Latour, Albena Yaneva, Give me a Gun and I will Make All Buildings Move. An ANT's View of Architecture,

Untersuchung von Gebäuden anwenden kann.¹⁷ Das Schloss wäre also, qua Widerständigkeit seiner Materialität, als handelndes Ding zu lesen, das seinen Bewohner verändert. Erstaunlicherweise entspricht dieser theoretische Ansatz den zeitgenössischen Diskursen.¹⁸ In Gedichten wird die Kyburg als «[h]errlich altes Schloss»¹⁹ zur agierenden Entität und in Reisebeschreibungen als «verkörperte Romanze»²⁰ apostrophiert. Gerade weil man im Historismus spezielle Gebäude diskursiv personalisierte, konnten diese, so die These, ihre Akteurschaft leichter entfalten.

Die exzentrische Räumlichkeit liess eine Fülle von Quellen entstehen. Mit rund 200 Briefen von Pfau's Hand, seinen Kyburg-Führern, Reiseführern, Zeitungsartikeln, wissenschaftlichen Beiträgen, Besucherbüchern, Grundbuchprotokollen, Feuer-Assekuranz-Versicherung, diversen anderen Archivalien und nicht zuletzt der Burg selbst stehen disperse Quellen zur Verfügung. Sie vermögen aber nicht alles zu beleuchten, was man zum Komplex «Wohnen» gern wissen würde. Körpernahe Praktiken in abgegrenzter Häuslichkeit, die man dem Wohnen zuordnet, wie Essen, Schlafen, Haushalten, Sexualität, Körperpflege et cetera, werden schamhaft verschwiegen. Versteht man unter «Wohnen» ein Handeln, das sich innerhalb der zwei Parameter «in der Wohnung sein» und «Platzierung des Haustrats» innerhalb dieser Wohnung (*spacing*),²¹ bewegt, so kommt man dem Komplex «Wohnen auf der Burg» jedoch sehr nah. Es lassen sich zwar weniger Fragen der konkreten innenarchitektonischen Einrichtung untersuchen, denn es gab zu Pfau's Zeit noch keine Interieurfotografien. Selbstverständlich könnte man die Wohnbedingungen teilweise nachzeichnen, etwa zeigen, in welchen Gebäudeteilen die Familie wohnte. Der besondere Wert der beigezogenen Quellen liegt aber darin, dass Wohnfragen als diskursiv verhandelte Praxis fassbar werden. Pfau und die Burgbesucher thematisieren den Austausch zwischen

in: Reto Geiser (Hg.), *Explorations in Architecture. Teaching, Design, Research*, Basel 2008, S. 80–89.

- 17 Thomas F. Gieryn. What Buildings Do, in: *Theory and Society* 31 (2002), S. 35–74; Heike Delitz, Die «Architektur der Gesellschaft» aus Sicht der Philosophischen Anthropologie, in: Joachim Fischer, Heike Delitz (Hg.), *Die Architektur der Gesellschaft. Theorien für die Architektursoziologie*, Bielefeld 2009, S. 163–194; Joachim Fischer, Heike Delitz, Die «Architektur der Gesellschaft». Einführung, in: ebd., S. 9–17.
- 18 Wahrscheinlich handelt es sich nicht um eine zufällige Koinzidenz, sondern um epistemische Abhängigkeiten. Bruno Latour entwickelte seine Theorie in der Auseinandersetzung mit Charles Péguy's Werk *Clio. Dialogue de l'histoire et de l'âme païenne* von 1909, in welchem mittelalterlichen Kathedralen ein mystisches Seelenleben zugeschrieben wird. Latour übertrug die Beseeltheit der Kirchen auf technische Apparate in Laboren und vergass die mittelalterlichen Gebäude. Zu Latours Péguy-Lektüre: Henning Schmidgen, Die Materialität der Dinge? Bruno Latour und die Wissenschaftsgeschichte, in: Georg Kneer, Markus Schroer, Erhard Schüttpelz (Hg.), Bruno Latours Kollektive. Kontroversen zur Entgrenzung des Sozialen, Frankfurt a. M. 2008, S. 15–46.
- 19 Pfau (wie Anm. 3), 3. Aufl., S. 2; das anonyme Gedicht stammt mutmasslich von Ferdinand Zehender.
- 20 Kaden Woldemar, *Das Schweizerland. Eine Sommerfahrt durch Gebirg und Thal, mit Bildern von G. Bauernfeind. Holzschnitte von A. Closs*, Stuttgart 1875–1877, S. 112.
- 21 In Anwendung auf bürgerliches Wohnen: Enderle (wie Anm. 10), S. 24–27.

sich und dem prekären Habitat in vielerlei Hinsicht. Damit lässt sich dem bemängelten Umstand begegnen, dass in den Quellen über die «subjektive Aneignung»²² von Wohnraum oft nur wenig zu erfahren ist, wie es Adelheid von Saldern feststellt. Da die Kyburg als ausserordentlicher Wohnsitz wahrgenommen wurde, reflektierte man diese Aneignung verstärkt.

Ein mikrogeschichtlicher Blick auf eine sehr kurze Zeitspanne gewährt also Einblick in den emotionalen Umgang mit einem exaltierten Habitat, was wiederum Rückschlüsse auf eine zu rekonstruierende Norm ermöglicht. Eine ähnlich günstige Ausgangslage liesse sich in der Auseinandersetzung mit Wohnformen finden, die einen bürgerlichen Habitus unterlaufen, etwa Reflexionen zum Leben auf Wanderschaft oder in bäuerlichem Kontext. Allerdings würden die Äusserungen dazu wohl oft bei Abgrenzungsbewegungen stehen bleiben. Das Habitat «Burg» konnte jedoch subtil adaptiert werden, sodass die entwickelten Praktiken in den Diskursen der Zeit aufgehoben blieben.

Für die Untersuchung dieser subjektiven Aneignung sind einerseits Briefe, andererseits ein Nekrolog besonders aufschlussreich. Die Briefe von Pfau verdeutlichen als serielle Quellen die Veränderung über die Zeit; der Nekrolog sucht im wohlwollenden Rückblick des Freundes momenthafte Entscheidungen in ein stimmiges Lebensnarrativ zu bringen. Beide sind quellenkritisch mit besonderer Vorsicht zu behandeln: die Briefe an den Kunstgeschichtsprofessor und demokratischen Politiker Salomon Vögelin sind stark vom Bemühen geprägt, den Kontakt zur akademischen Welt herzustellen und zu intensivieren. Die Kyburg und ihre Sammlung sollen von den Forschern ernst genommen werden, man soll darüber publizieren. Als Austausch kann der Briefschreiber den niederschweligen Zugang zu einem historischen Objekt, zu wertvollen Bildern bieten. Diese Intention lässt ihn den Aufenthalt auf der Kyburg sehr positiv schildern. Verschwiegen werden im bildungsbürgerlichen Kontext prekäre Motive, etwa pekuniäre, welche wichtige Anstösse für entwickelte Praktiken gegeben haben mögen. Da der Zugang zu Ort und Dingen Pfaus einziger Trumpf ist, wird deren Gegenständlichkeit vom Briefschreiber überbetont.

Der Nachruf auf Pfau von Vögelin lässt sich faktisch mit anderen Quellen verifizieren, nicht nur, dass Vögelin durch die lange Freundschaft ohnehin gut über Pfaus Leben Bescheid wusste, er erhielt von Pfaus Sohn Richard einen tabellarischen Lebenslauf zugeschickt, um den Nachruf zu schreiben.²³ Dabei transformierte er die Ereignisreihen in ein sinnhaftes Narrativ, das sich an die Erzählformen von Bildungsromanen anlehnt. Verqueres und Unpassendes fiel dabei unter den Tisch. Doch Vögelin kam nicht umhin, das Ungewöhnlichste in Pfaus Leben, den Burgkauf und den Alltag auf der Kyburg, zu erklären. Vögelin schaffte es, dieses Kuriosum in ein Bildungs-

22 Von Saldern (wie Anm. 10), S. 149.

23 Zentralbibliothek Zürich (ZBZ), MS T 311.174, 3. 8. 1877.

romannarrativ einzubauen, das sich an Goethes *Wilhelm Meister* orientiert, wo die Geschichte auch im Turm endet.

Ausgehend vom hyperbolisierenden Duktus, der beiden Quellentypen eigen ist, lässt sich also vom Spezialfall der Schlossbewohner aus ein Schlaglicht auf die allgemeinen Wohnpraktiken des Schweizer Bürgertums des späteren 19. Jahrhunderts werfen. Anknüpfend an diese methodisch-theoretischen Überlegungen stellen sich die folgenden konkreten Fragen: Warum wollte Pfau ausgerechnet eine Burg kaufen und zog damit das Erstaunen Winterthurs auf sich? Wie wohnte er auf der Burg? Was machte dieses spezielle Habitat mit ihm? Wie konnte der überzeugte Demokrat einen klar feudal konnotierten Raum bewohnen und diese Praxis dennoch mit bürgerlichen Normen vereinbaren?

Warum wollte Pfau ausgerechnet eine Burg kaufen?

Die Praxis, Burgen zu kaufen und zu bewohnen, gehörte im späteren 19. Jahrhundert zum festen Repertoire historistischer Gesten. Die Burgen spezialistin Elisabeth Crettaz-Stürzel entwickelte das Konzept einer «Burgenrenaissance».²⁴ Darunter wird einerseits das wiedererwachte Interesse an Burgen und Schlössern als Wohnobjekten im 19. Jahrhundert verstanden, andererseits (damit einhergehend und im Hauptfokus der Forschung) der Wiederaufbau von Ruinen beziehungsweise der massive Umbau von bestehenden Burgen und das Zusammenwirken der Bauherren mit der Burgenforschung.²⁵ Dieser Terminus hat problematische Aspekte, so ist die «Renaissance» als Geschichtsparadigma ohnehin gerade zu dieser Zeit entstanden.²⁶ Die Begriffsneuschöpfung suggeriert, Burgen und Schlösser seien jahrhundertelang vergessen gewesen. Dem wurde im Rahmen einer Ausstellung des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg zum «Mythos Burg»²⁷ 2010 widersprochen: «Entgegen allen Behauptungen sind Burg und Ritterleben in Renaissance und Barock nicht <ausgestorben> und erst im 19. Jahrhundert <wie-

24 Siehe Elisabeth Crettaz-Stürzel, Romantik oder Herrschaftsanspruch. Burgenrenaissance und Burgenforschung zwischen 1870 und 1918, in: G. Ulrich Grossmann, Hans Ottomeyer (Hg.), Die Burg. Wissenschaftlicher Begleitband zu den Ausstellungen «Burg und Herrschaft» und «Mythos Burg» (Burg 1), Dresden 2010, S. 292–301.

25 Elisabeth Crettaz-Stürzel, Adel und Wissenschaft. Die europäische Burgenrenaissance um 1900, in: Wartburg-Gesellschaft zur Erforschung von Burgen und Schlössern in Verbindung mit dem Germanischen Nationalmuseum (Hg.), Burgenrenaissance im Historismus (Forschungen zu Burgen und Schlössern 10), München 2007, S. 9–24.

26 Karlheinz Stierle, Renaissance. Die Entstehung eines Epochensbegriffs aus dem Geist des 19. Jahrhunderts, in: Reinhart Herzog, Reinhart Koselleck (Hg.), Epochenschwelle und Epochbewusstsein, München 1987, S. 453–492.

27 Der Katalog: G. Ulrich Grossmann (Hg.), Mythos Burg. Eine Ausstellung des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg, 8. Juli bis 7. November 2010 (Burg 3), Dresden 2010.

derentdeckt» worden, vielmehr lässt sich eine Kontinuität bis in die Moderne feststellen.»²⁸ Dieses Plädoyer für «Burgenkontinuität» vernachlässigt allerdings etwas, was von der «Burgenrenaissance» durchaus erkannt wurde: das Handeln auf Burgen, der Umgang mit ihnen, veränderte sich im Lauf der Jahrhunderte. Burgen und Schlösser waren nicht immer begehrte Immobilien.²⁹ In der Schweiz hat man Burgen und Schlösser zwar fast durchgehend genutzt. Die Modi ihrer Nutzung, ihr Status als epistemische Dinge und, mit beidem zusammenhängend, das Akteurpotenzial dieser Gebäude divergieren beträchtlich.

Wie sah die spezifische Wohn- und Lebenssituation von Matthäus Pfau aus, bevor er die Kyburg kaufte? Vor dem Burgenkauf wohnte er in einem Haus am Winterthurer Kasernenplatz.³⁰ Dazu besass er ein gelbes Landhäuschen samt 120 Obstbäumen.³¹ Die 1960er- und 70er-Jahre waren für Winterthur eine Aufbruchszeit. Fabrikareale und Villenquartiere wuchsen. Sehr viele neue Repräsentationsbauten wurden gebaut, so 1869 das von Gottfried Semper gestaltete Stadthaus.³² Die Industriestadt Winterthur erhielt in dieser Zeit ein völlig neues Erscheinungsbild, was auch als Ausdruck eines erwachenden Selbstbewusstseins gegenüber der konkurrierenden Stadt Zürich zu interpretieren ist.³³ Die politischen Hauptfeinde der Winterthurer waren die Zürcher Liberalen um Alfred Escher.³⁴ Man kritisierte

28 Anja Grebe, Burgenglanz und Burgendämmerung, in: Grossmann (wie Anm. 27), S. 278–282, hier 278.

29 Im Mittelrheingebiet z. B. waren um 1815 nur zwei Burgen nicht zerstört und verlassen: Robert R. Taylor, *The Castles of the Rhine. Recreating the Middle Ages in Modern Germany*, Waterloo 1998, S. 10 f.

30 Wohnsitz nach J. H. Furrer, Verzeichnis der gegenwärtigen Bürgerschaft der Stadt Winterthur 1863, hg. von S. Studer, Winterthur 1864, S. 143.

31 Anonymes Inserat, in: *Landbote*, 24. 8. 1864.

32 Peter Wegmann, Gottfried Semper und das Winterthurer Stadthaus. Sempers Architektur im Spiegel seiner Kunstdtheorie (Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Winterthur 316), Winterthur 1985.

33 Zur Konkurrenzsituation zwischen Zürich und Winterthur im 19. Jahrhundert und zu den historischen Hintergründen: Arthur Baur, Die kleine und die grösse Stadt. Verkehr und Kultur bestimmen Winterthurs Verhältnis zu Zürich, in: *Turicum. Vierteljahresschrift für Kultur, Wissenschaft und Wirtschaft* 4 (1990), S. 24–33.

34 Zur demokratischen Bewegung: Markus Bürgi, Demokratische Bewegung, in: Historisches Lexikon der Schweiz, <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D17382.php> (Version vom 30. 1. 2012); Martin Schaffner, Die demokratische Bewegung der 1860er Jahre. Beschreibung und Erklärung der Zürcher Volksbewegung von 1867 (*Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft* 146), Basel 1982; Gordon A. Craig, Die Krise des Liberalismus, in: Gordon A. Craig, *Geld und Geist in Zürich. Zürich im Zeitalter des Liberalismus 1830–1869*, München 1988, S. 259–215; Barbara Weinmann, Eine andere Bürgergesellschaft. Klassischer Republikanismus und Kommunalismus im Kanton Zürich im späten 18. und 19. Jahrhundert (*Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft* 153), Göttingen 2002, S. 269–329; Daniela Decurtins, Susi Grossmann, «Still! ihr Frösche im Sumpf!» (*Landbote*, 23. Juli 1864). Die Bedeutung kommunikativer Vernetzung für die Entwicklungsfähigkeit einer Gesellschaft untersucht anhand der Demokratischen Bewegung der 1860er Jahre im Kanton Zürich, Lizentiatsarbeit, Zürich 1993; zu Winterthur: Meinrad Suter, Winterthur und der Schweizer Staatsgedanke im 18. und 19. Jahrhundert (Winterthurer Jahrbuch 1991), Winterthur

Eschers politische und wirtschaftliche Machtakkumulation als «System Escher». Von Winterthur ausgehend bildete sich die demokratische Bewegung als politisches Gegengewicht. Bald konnte man im Kanton Zürich grosse Wahlerfolge verbuchen und eine Revision der Kantonsverfassung mit Referendums- und Initiativrecht durchsetzen. In der politischen Propaganda warf man Escher und dessen Anhängern gern vor, sie seien «Eisenbahnbarone».³⁵ Land- und Schlossbesitz von Bürgerlichen war als «Barönlitum»³⁶ verschrien – mit dem Kauf der feudalen Burg setzte sich Pfau also einem höchst problematischen semantischen Feld aus. Pfau als Exponent der demokratischen Bewegung durfte nicht den Verdacht aufkommen lassen, er wolle Adel nachahmen. Warum also kaufte er eine Burg und baute sich nicht eine Villa, wie es andere in seiner Position taten?

Als wichtigen Grund gibt er das gesunde Landleben an.³⁷ Dazu war es, wie er sagt, ein Kindheitstraum, auf der Kyburg zu «hausen».³⁸ Ein weiteres Motiv, das Pfau selbst nicht nennt, drängt sich auf: die 1860er-Jahre waren wirtschaftliche Krisenjahre.³⁹ Vor allem für den im Baumwoll- und Zigarrenhandel tätigen Pfau hätte dies existenzbedrohend sein können, da beide Bereiche infolge des Amerikanischen Sezessionskriegs unter besonderen Druck gerieten. Mit dem Kauf der Kyburg und den umliegenden Ländereien für 70'000 Fr., immerhin ein Drittel seines Vermögens, wurde er zum Gutsbesitzer, was den Barönlitum-Vorwurf noch naheliegender machte.⁴⁰

Dazu impliziert das Schloss ganz andere Wohnformen, als es für seine Herkunft üblich war. Zum Vergleich: Die Wohnung einer Winterthurer Oberschichtfamilie der Zeit bestand aus durchschnittlich zwölf Zimmern und hatte als Mittelwert um die 160 grössere Haushaltsgegenstände und Möbel.⁴¹ Die Kyburg wies über

1992, S. 81–99; zu den oppositionellen Liberalen: Joseph Jung, Alfred Escher 1819–1882. Der Aufbruch zur modernen Schweiz, 4 Bände, Zürich 2006.

35 Martin Schaffner, «Volk» gegen «Herren». Konfliktverhalten und kollektives Bewusstsein in der Demokratischen Bewegung, in: François de Capitani, Georg Gausmann (Hg.): Auf dem Weg zu einer Schweizerischen Identität, 1848–1914. Probleme – Errungenschaften – Misserfolge (8. Kolloquium der Schweizerischen Akademie der Geisteswissenschaften), Freiburg 1987, S. 29–54, hier 46–48.

36 Albert Tanner, Aristokratie und Bürgertum in der Schweiz im 19. Jahrhundert. Verbürgerlichung der «Herren» und aristokratische «Herren» und aristokratische Tendenzen im Bürgertum, in: Sebastian Brändli et al. (Hg.), Schweiz im Wandel. Studien zur neueren Gesellschaftsgeschichte. Festschrift für Rudolf Braun zum 60. Geburtstag, Basel 1990, S. 209–228, hier 224 f.

37 Nachlass Familie Ticozzi-Pfau, Eduard Pfau, Meine Jugend, zwei maschinengeschriebene Seiten, signaturlos, S. 2; Vögelin (wie Anm. 1), 17. 8. 1877.

38 Vögelin (wie Anm. 1), 17. 8. 1877. Nach Tagebuchnotizen Pfaus aus einem Brief von Jakob Pfau an Salomon Vögelin. Vgl. ZBZ, MS T 311.174, 3. 8. 1877.

39 Schaffner (wie Anm. 34), S. 85–146, 174–176.

40 Stadtarchiv Winterthur, Steuerverzeichnis Winterthur 1863, EB 57, S. 56.

41 Quantitative Untersuchungen dazu bei: Claude Enderle, Bürgerliches Wohnen der Mittelschicht von 1850 bis 1920 in Winterthur und Zürich, Dissertation, Zürich 2005, S. 60–79.

30 Räume auf, ein Versteigerungskatalog von Pfau's Besitztümern nach seinem Tod listet über 120 Kunstgegenstände auf. Der normale Hausrat kommt darin nicht einmal vor.⁴² Die grosszügige Wohnsituation auf dem Schloss war sehr feudal und mit Verhältnissen in der Stadt nicht zu vergleichen. Vögelin gibt als einen der Hauptgründe an, dass Pfau mehr Platz für seine Gemäldesammlung gebraucht habe, die er vorher in seinem Stadthaus ausstellte. Die Gemäldesammlung hatte «einen Umfang angenommen, der die ganze Wohnung des Besitzers in Anspruch nahm und doch nicht alle Stücke zur Ausstellung gelangen liess. Der erstere Umstand war mit mancherlei häuslichen Unbequemlichkeiten verbunden, der zweite ging Pfau noch näher. Er hatte seine Bilder gekauft, nicht um sie für einen späteren Verkauf in ein dunkles Reservoir zu stellen, sondern um sie in ununterbrochenem Anblick zu geniessen und Andern zugänglich zu halten.»⁴³ Pfau stellte jedoch nur 32 Gemälde mehr auf Kyburg aus als in Winterthur.⁴⁴ Das Schloss bot indes mehr Raum für die Besucher, für historistische Inszenierungen, nicht zuletzt für die Zurschaustellung des Burgbesitzers selbst, der Gruppen sehr gern durch die Kyburg führte. Bei dieser Gelegenheit gab er auch verschiedene Geschichten aus der Kyburger und Habsburger Zeit zum Besten. Die Mitglieder der demokratischen Bewegung bezogen sich, was aufs Erste überrascht, in politischen Reden und Handlungen oft auf den alten Adel. So berief man sich in der Winterthurer Geschichtskultur gern auf die Habsburger Wurzeln. Dies etwa im Festumzug von 1864 zur 600-Jahr-Feier des Stadtrechtsbriefs.⁴⁵ Diese Anknüpfung an den mittelalterlichen Adel war vermutlich einem Abgrenzungsbedürfnis gegenüber Zürich geschuldet, das zum Beispiel im Sechseläuten seine patrizisch-bürgerliche Tradition der Zünfte dezidiert hervorzuheben pflegte. Geschichtskulturelle Verweise auf das Mittelalter waren für das Bürgertum ohnehin sehr typisch.⁴⁶ In Winterthur war jedoch die Verehrung des Adels besonders akzentuiert, da man die noch

42 Elie Wolf, Collection von Schloss Kyburg bei Winterthur aus dem Nachlasse des Herrn Oberstlieutenant Pfau selig, Auction den 12. und 13. September 1887, Basel 1887.

43 Vögelin (wie Anm. 1), 17. 8. 1877.

44 Dies zeigt ein Vergleich mit dem Verzeichnis von 1864: [Matthäus Pfau], Gemälde-Gallerie, Winterthur 1864.

45 Die Stadtoberen kostümierten sich dabei als Habsburger, sogar an die Heimkehr aus der Schlacht am Morgarten wurde erinnert, der geschichtskulturelle Standpunkt der Winterthurer ist dabei also anteidgenössisch. Siehe dazu: Heinrich Jenny, Historischer Festzug in Winterthur den 22. Juni 1864. Erinnerungsfeier des 22. Juni 1264, Winterthur 1864; Nanina Egli, Das 600-Jahr-Jubiläum vom 22. Juni 1864. Als Habsburger kostümierte Winterthurer feiern den Aufbruch in die Zukunft, in: Peter Niederhäuser (Hg.), Winterthurer Welt-Geschichten, Zürich 2013, S. 154–171.

46 Dazu etwa: Heinz Schmitt, Bürger spielen Mittelalter. Historismus in der Fest- und Vereinskultur, in: Hansmartin Schwarzmaier et al. (Hg.), Das Mittelalterbild des 19. Jahrhunderts am Oberrhein (Oberrheinische Studien 22), Ostfildern 2004, S. 121–132; Philipp Sarasin, Stadt der Bürger. Bürgerliche Macht und städtische Gesellschaft. Basel 1846–1914, 2. überarbeitete und erweiterte Aufl., Göttingen 1997, S. 274–312 (zur St.-Jakob-Schlachfeier in Basel).

lebenden Habsburger durchaus mit einbezog.⁴⁷ Nach der Logik des Winterthurer Geschichtshandelns triumphierte die Erinnerung an den vergangenen Blutadel über den Geldadel aus Zürich, weil er von Geistadel zeugte. In der Zürcher Presse geisselte man die Habsburgerverehrung der Winterthurer.⁴⁸ Doch auch die politischen Gegner warfen Pfau in Berichten der *Neuen Zürcher Zeitung* zur Kyburg sein Handeln nie als pseudoaristokratisch und vulgär vor, obschon er ihnen hier eine Steilvorlage bot. Wie kam Pfau einem solchen Vorwurf zuvor?

Bevor der Versuch gewagt wird, diese Frage zu klären, muss die konkrete Wohnsituation beleuchtet werden.

Wie wohnte Pfau auf der Burg? Was machte dieses spezielle Habitat mit ihm?

Walter Benjamin beschreibt Wohnungen im 19. Jahrhundert als «Futteral des Menschen», das an das «Innere eines Zirkelkastens» erinnere, «wo das Instrument mit allen Ersatzteilen in tiefe, meistens violette Sammethöhlen gebettet, daliegt».⁴⁹ Diese Schmiegksamkeit und Wärme, denkt man zunächst, war auf einer kühlen Burg nicht zu haben. Doch Pfau bettet sich, analog zu Benjamins Betrachtung, in den historischen Raum ein. Was im Spiegel der Korrespondenz über die Jahre hinweg auffällt, ist ein kontinuierliches Heimischwerden im extravaganten Gebäude. In den frühen Briefen nennt er die Burg, von aussen schwärmend, «ehrwürdige Veste»,⁵⁰ «gewaltige[s] Kastell»,⁵¹ «altdenkwürdige Kyburg».⁵² Später wird ihm die Kyburg zum Daheim. Sie ist jetzt eine «heimelige Burg».⁵³ Dort verbringt die Familie einmal einen strengen Winter, «doch passierten wir ihn im Ganzen ohne Beschwerde, ja mitunter recht gemüthlich. [...] Den Reiz der Häuslichkeit lernt man dann nur um so mehr schätzen», denn winters ist «der Aufenthalt in der Habsburgerstube nur um so heimeliger».⁵⁴ In der Burg kann man sich im Winter «wie die Raupen einpuppen».⁵⁵ Das Schloss ist schützende

47 So schenkte man den lebenden Vertretern des Herrscherhauses eine goldene Erinnerungsmedaille, während man dem Bundesrat nur eine silberne Variante übergab. Siehe Egli (wie Anm. 45).

48 Anonym, Wir rufen dreimal Pfui! aus über die unverantwortliche Hofleckerei, in: Neumünster-Bote, 25. 6. 1864.

49 Walter Benjamin, Passagen Werk, Bd. I, in: Rolf Tiedemann (Hg.): Gesammelte Schriften, Bd. V: Das Passagenwerk, Frankfurt a. M. 1983, S. 292. Dazu: Karl Schlögel, Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik, München 2003, S. 326.

50 ZBZ, MS T 311.175, 29. 5. 1867.

51 Ebd., 3. 11. 1867

52 Ebd., 31. 12. 1867.

53 Ebd., 2. 5. 1870.

54 Ebd., 14. 1. 1874.

55 Ebd., 7. 11. 1870.

Hülle und Teil des Ichs geworden, muss nicht mehr beständig durch heroisierende Beiwoorte geadelt werden, wie sie zu Beginn auftreten. Die Gemütlichkeit des Burglebens wird auch in Reiseberichten betont, so schwärmt August Corrodi in einer Art Homestory in der *Gartenlaube* von der «heimelige[n] Häuslichkeit». Über die Habsburgerstube heisst es: «[O], diese Wohnstube! Der freundliche Comfort, der darin waltet, lässt uns nicht ahnen, dass wir in einem uralten Bau uns befinden; aber wenn wir in die Fensternischen treten, deren jede ein kleines Poetenwinklein für sich ausmacht, dann merken wir allerdings burghaft solides Mauerwerk und spüren, wo wir sind.»⁵⁶

Die Burg ist von der Stadt entfernt, entrückt damit ihren Besitzer. Im Gegensatz zum einsamen Winter strömen sommers vor allem sonntags Besucher auf die Burg, um Schloss, Geschichte und Burgbesitzer zu huldigen. Das Leben auf der Burg ist nicht mit einem bildungsbürgerlichen Lebensstil vereinbar. Während des strengen Winters muss Pfau «auf Theater, Konzerte, Vorträge etc.» verzichten.⁵⁷ Die Burg taktet ein zyklisches Zeitempfinden, der Wechsel der Jahreszeiten wird zur archaischen Uhr, nach der man sich richtet. Sie verwandelt die Vorstellung von Zeit. Pfau bewegt sich nicht mehr auf dem Zeitstrahl, dem drängenden Gestern-Heute-Morgen der Demokraten. Die Burg zwingt mit ihrer Distanz zur Stadt einen kühlen, ruhigeren Blick auf die hektischen Veränderungen auf. Pfau kann nicht mehr überall partizipieren, er gewinnt Musse für Lektüre und Reflexion. Der Geschichtsort verlangt eine anachronistische Ruhe. Die «physische Trägheit der Dinge»⁵⁸ und die «Unempfindlichkeit der Steine»⁵⁹ erzeugen ein Gefühl der Stabilität. Die Zeit ist im Umbruch, die Kyburg bleibt stehen. Damit erweist sich der Wohnort Burg als eigentlich bestes Habitat für die geheimen romantischen Wünsche des Bildungsbürgers. Sie ist «verkörperte Romanze.» Diskursiv wird die Kyburg oft als handelnde Entität beschrieben, vor allem als mütterliches Wesen in Gedichten personalisiert. Dies ermöglichte dem Gebäude grössere Handlungsspielräume als Akteur, da es emotionalisiert wahrgenommen wurde. Wirkliche Frauen sind in den Quellen absent; Katharina Pfau wird höchstens in den Grusszeilen der Briefe genannt. Diese Beobachtung korrespondiert mit einem auffälligen Gendering der Burg und der darin ausgestellten besonders populären oder wertvollen Objekte (zum Beispiel einer Raffael-Madonna, eines Gretchen aus Wachs und einer Eisernen Jungfrau). Pfau richtet sich in diesem weiblichen Kontext ein und er richtet sich mit ihm ein. Er gestaltet die Räume, hängt die Bilder auf, ordnet die Preziosen und damit nicht zuletzt sich selbst. Dies ist umso signifikanter, weil nach Hegel'scher

56 August Corrodi, Eine Kaiserburg in der Republik, in: *Die Gartenlaube. Illustrirtes Familienblatt* 24 (1866), S. 372–375, hier 374.

57 ZBZ, MS T 311.175, 26. 3. 1876.

58 Maurice Halbwachs, *Das kollektive Gedächtnis*, Frankfurt a. M 1985, S. 129.

59 Ebd., S. 131.

Auffassung die Sphäre des Mannes die politische Aussenwelt sein sollte, innere Häuslichkeit und deren Gestaltung sind die Bereiche der Frau.⁶⁰ Wie schafft es der Winterthurer Oberst, nicht effeminiert zu werden? Die Beantwortung dieser Frage deckt sich mit der im Folgenden gestellten.

Wie kann der überzeugte Demokrat einen feudal konnotierten Raum bewohnen und dies mit bürgerlichen Normen vereinbaren?

Wie schon angetönt, war die Sammlung im Schloss für eine zahlende Öffentlichkeit zugänglich. Es kamen Tausende von Besuchern sowohl aus Übersee als auch vom nahen Umland.⁶¹ Die Kyburg ist ein Beispiel für den sich entwickelnden Burgentourismus. Doch weder Pfau noch die Besucher bezeichnen die Burg je als «Museum», wie man es heute tun würde. Im Gegenteil wird Pfaus «liberale» Gastfreundschaft gelobt. Der Oberst versteht sich als Gastgeber. Alle, die seine Bilder und die historischen Antiquitäten ansehen kommen, die notabene teils in seinen Wohnräumen stehen, sind seine Gäste. Wenn immer möglich, führte Pfau seine Besucher persönlich durch die Räume. Jeder Besucher hatte 50 Centimes Eintrittsgeld zu bezahlen. Doch der Nekrolog begegnet dem Verdacht der Gewinnsucht mit der erneuten Betonung gastgeberischer Rücksicht. Der Eintritt sei «dem Besucher gegenüber die verbindliche Form [...] ihm das Gefühl der Zudringlichkeit zu benehmen und [die] ihn aller Trinkgelder überhebt».⁶² Pfau deklarierte die Kyburg als Bildungsmittel und -stätte. Den Hauptzweck der Burg sah er darin, «den Sinn für das Schöne & Edle in unserm Volk zu wecken».⁶³ Im Nachruf heisst es: «Denn so verstand er «die Ruhe seine Lebensabends»: als einen ununterbrochenen frohen Dienst am Werke der Volksbildung.»⁶⁴ «Volksbildung» ist das Schlüsselwort, durch welches Handeln, das als pseudoaristokratisch hätte wahrgenommen werden können, zur demokratischen Praxis erhoben wird. Die Basis der demokratischen Bewegung wurde von Lehrern getragen, diesen und den Pädagogen an der Spitze der Bewegung war nämlich Bildungspolitik eines der wichtigsten Anliegen.⁶⁵ Schulklassen erhielten auf der Kyburg mit 50% Rabatt besondere Konditionen⁶⁶ und gehörten zu den häufigsten Benutzergruppen.⁶⁷ In

60 Dazu etwa: Judith Butler, *Antigones Verlangen. Verwandtschaft zwischen Leben und Tod*, aus dem Amerikanischen von Reiner Ansen, Frankfurt a. M. 2001.

61 Sammlung Schloss Kyburg, Besucherbuch, KY 536, 1872–1876, und KY 537, 1876–1889.

62 Vögelin (wie Anm. 1), 18. 8. 1877.

63 ZBZ, MS T 311.175, 3. 11. 1867.

64 Vögelin (wie Anm. 1), 18. 8. 1877.

65 Bürgi (wie Anm. 34).

66 Pfau (wie Anm. 3), S. 2.

67 Sammlung (wie Anm. 61).

den Briefen und Artikeln zu Burg und Sammlung wurde ununterbrochen auf den Bildungsgehalt eines Burgbesuchs angespielt. Sogar die Zurschaustellung der Eisernen Jungfrau diente der «Gemüthsbildung».⁶⁸

Man muss Pfau Kyburg jedoch trotz dieser Beteuerungen mit der «Burgensehnsucht» von Fabrikbesitzern in Beziehung setzen.⁶⁹ Es gibt eine Fülle von Forschungsarbeiten, die sich mit aristokratischem Handeln des Bürgertums beschäftigen, was ein Schlosskauf auf den ersten Blick auch ist. In der Folge Hans Ulrich Wehlers, welcher eine Feudalisierung des deutschen Bürgertums zu erkennen glaubte, wird in der Bürgertums- und Burgenrenaissanceforschung oft von einer Neoaristokratisierung oder Feudalisierung der reichen Bürger ausgegangen.⁷⁰ Für die Schweiz sieht es Albert Tanner ähnlich.⁷¹ Gemäss Tanner ist gerade der Schlossbesitz eines der wichtigeren Argumente für Feudalisierungstendenzen. Betreibt also Pfau «Nachäffung» fiktiven Adels, wenn er auf die Kyburg zieht, wie Wehler es sagen würde?⁷² Soweit die Quellen bekannt sind, erntete Pfau für seinen Kauf von allen Seiten nur Lob. Er übernahm die Vergangenheit nicht plump, sondern transzendierte sie. Sie bekam so ein ästhetisches, sublimes Gepräge. Aus wissenschaftlicher Perspektive ist also Wehlers Feudalisierungsthese zu widersprechen. Der Kauf einer Burg durch einen Bürger mit Bildungsinteressen ist als historistisch inszeniertes und nicht als pseudofeudales Handeln zu deuten.

68 -a-, Die eiserne Jungfrau auf Schloss Kyburg, in: Sonntagsblatt des Bund, 15. 10. 1876, S. 332.

69 Taylor (wie Anm. 29), S. 189–215, untersucht Burgen im Rheintal als «Fulfillment of Bourgeois Ambition».

70 Hans-Ulrich Wehler, Das deutsche Kaiserreich 1871–1918 (Deutsche Geschichte 9), 7. Aufl., Göttingen 1994, S. 54, versteht unter Aristokratisierung ein Nachahmen adeliger Verhaltensweisen und Lebensgewohnheiten, das Anpassen an adelige Werte und Ziele: «Der Besitz eines Ritterguts, die Söhne bei der Garde ‹dienend›, in schlagenden Verbindungen den neofeudalistischen Ehrbegriff einübend – das wurden die neuen Ideale, die mit dem Verzicht auf Erkämpfen des politischen Vorgangs harmonierten.» Gegen die Feudalisierungsthese argumentiert Werner Mosse, Adel und Bürgertum im Europa des 19. Jahrhunderts. Eine vergleichende Betrachtung, in: Jürgen Kocka (Hg.), Verbürgerlichung, Recht und Politik (Bürgertum im 19. Jahrhundert III), Göttingen 1995, S. 9–47. Zur Forschungsdebatte allgemein: Michael Schäfer, Geschichte des Bürgertums. Eine Einführung, Köln 2009, S. 176–178. Auch später beharrt Wehler auf seiner These, diskutiert ablehnend Gegenargumente, wobei er insbesondere betont, dass sich eine «Feudalisierung» oder «Aristokratisierung» auch ausserhalb Deutschlands beobachten lasse: Hans-Ulrich Wehler, Von der «Deutschen Doppelrevolution» bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges, 1849–1914 (Deutsche Gesellschaftsgeschichte 3), 2. Aufl., München 2006, S. 172, 716–730.

71 Albert Tanner, Arbeitsame Patrioten – wohlstandige Damen. Bürgertum und Bürgerlichkeit in der Schweiz 1830–1914, Zürich 1995, S. 410–419; Tanner (wie Anm. 36), S. 224 f.

72 Wehler, Kaiserreich (wie Anm. 70), S. 54; Wehler, Doppelrevolution (wie Anm. 70), S. 722.

Zusammenfassung und Ausblick

Für Matthäus Pfau wäre es typischer gewesen, eine Villa am Stadtrand von Winterthur zu bewohnen. Dass er sich mit dem Kauf der Kyburg für ein prekär feudales Habitat entschied, provozierte eine Fülle von diskursiven Auseinandersetzungen, die es uns ermöglichen, *ex negativo* Erkenntnisse über bürgerliche Wohnformen zu gewinnen. Besonders die emotionale Aneignung des Wohnraums, zu der die Quellen meist schweigen, wird so erfassbar. Die Burg öffnete weite Räume. Nicht nur war mehr Platz vorhanden, die Ferne von der Stadt erzeugte quasi eine retardierende Beziehung zur linearen Zeit, zur Hektik der Moderne, erlaubte eine Einordnung des Ichs in historische Zeiträume. Parallel dazu verbürgerlichte Pfau den Wohnsitz jedoch als «heimelig». Burg und Bewohner wuchsen in der diskursiven Auseinandersetzung zusammen. Die Bürgertumsforschung liest Aneignungspraktiken feudaler Lebenswelten, wie prototypisch beim Kauf einer Burg, als Nachahmung von Adel. In Pfaus Fall tauchte ein solcher Vorwurf zeitgenössisch jedoch nie auf, obwohl der Bürger als bekannter Demokrat besonders exponiert war. Neben dem Bildungsmotiv, das wiederholt reklamiert wurde, scheint man in der Zeit die Lust an der Geschichtlichkeit durchaus als legitimen Grund empfunden zu haben, um auf so konkret körperliche Art der Vergangenheit möglichst nahezukommen, wie es das Wohnen auf einer Burg darstellte.

Inwiefern lässt sich die Auseinandersetzung mit dem prekären Habitat Burg nun synthetisierend für die eingangs geforderte Rekontextualisierung bürgerlicher Wohnformen nutzbar machen? In Forschungen zum Wohnen im 19. Jahrhundert gilt das Narrativ von einer sich verfestigenden Trennung von Arbeits- und Wohnwelt, von Öffentlichkeit und Privatsphäre.⁷³ Das Beispiel Kyburg zeigt sehr schön, dass diese Bereiche zwar in den Diskursen der Zeit diskutiert worden sein mögen, dass die Privatheit des 19. Jahrhunderts jedoch unter Umständen anders gelesen wurde, als es einer späteren Typologisierung entspricht. Der museumsähnliche Betrieb auf dem Schloss wird eben nicht als öffentlich gesehen, sondern als Einladung ins Private Leben von Matthäus Pfau, als Ausdruck seiner Gastfreundschaft. Eine Einladung ins Private ist innerhalb bürgerlicher Dispositive mehrwertiger als eine äussere Öffentlichkeit. Um die Oppositionen weiter zu komplizieren, muss man zudem konstatieren, dass vor allem Bildungsbürger ihren beruflichen Tätigkeiten oft im eigenen Haus nachkamen. Die Quellen verschweigen eine Verknüpfung von Pekuniärem und Privatem in der Sphäre des Häuslichen – Geld ist ein Tabu der Zeit. Bildungsbürgerliche Tätigkeiten müssen gemäss diesen Diskursen als unabhängig von finanziellen Belangen deklariert werden. Doch Pfarrer, Schriftsteller,

73 Etwa: Jürgen Reulecke, «Trautes Heim, Glück allein». Zur Erfindung einer Welt des Privaten im frühen 19. Jahrhundert, in: Reulecke (wie Anm. 10), S. 17–74.

Zeitungsmacher, Professoren et cetera arbeiteten alle zu Hause. Interessanterweise ist es diese Gruppe, welche die Einheit von Wohn- und Produktionsort (später von Otto Brunner als «Ganzes Haus» verklärt) als imaginiertes Charakteristikum vormoderner Gesellschaften entwickelte und damit wohl einfach ihre Lebensweise als Ideal in die Vergangenheit zurückprojizierte.⁷⁴ Geschichtsforscher des 19. Jahrhunderts standen oft in sehr engem persönlichen Kontakt mit Schlossbesitzern. Es wäre zu untersuchen, in welchem Zusammenhang ihre Interpretationen von Burgen im Mittelalter von den von ihnen erlebten Praktiken der Burgennutzung im Austausch mit deren Bewohnern geprägt wurden.

Was die Wohnungseinrichtung des späteren 19. Jahrhunderts betrifft, ist der Vorwurf von Talmi und falschem Marmor nicht weit. Die Inneneinrichtungen des Historismus gelten als überladen und übertrieben inszeniert. Weder die Kyburg noch ihre Einrichtungen werden als Museum bezeichnet, vielleicht auch, weil die Räume ganz ähnlich gestaltet waren wie historistische Stadtwohnungen. Pfau wird zwar gelobt, «die etwas verwahrlosten Räume so weit möglich im ursprünglichen Geschmack» wiederhergestellt zu haben, um den «Beschauern ein lebendiges Gefühl der alten Zeit zu geben».⁷⁵ Doch bei den Räumen, bei denen es heute gelungen ist zu eruieren, was darin alles stand, ist mitnichten der Wille festzustellen, etwa einen mittelalterlichen Raum nachzustellen. Es offenbart sich ein Potpourri aus Folterwerkzeugen, byzantinischen Teppichen, Figurinen, die lesende Landvögte darstellen, geschnitzten Möbeln, Rüstungen und Waffen. Dies darf aber nicht als sinnloses Sammelsurium gelesen werden – man wollte Geschichtlichkeit in ihrer Totalität darstellen, keine Epoche exakt abbilden. Das späte 19. Jahrhundert gilt als «theatralisches Zeitalter».⁷⁶ Man war gern bereit, sich verzaubern zu lassen, auch von dem antikisierenden Dekor der eigenen Stube.⁷⁷ Ich möchte also dafür plädieren, den Inszenierungscharakter von Wohnungen und Häusern, bei denen dies auf den ersten Blick nicht so offensichtlich ist wie auf einem Schloss, im Hinblick auf die Analyse der Wohnsituation im 19. Jahrhundert in den Fokus zu rücken. Vermehrt Privates hatte Bühnencharakter. Künstlichkeit und Überladenheit in unseren Augen bedeutet nicht, dass man nicht darin wohnte, aber man wohnte anders.

74 Dazu etwa Valentin Groebner, Ausser Haus. Otto Brunner und die «alteuropäische Ökonomik», *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 46 (1995), S. 69–80.

75 Vögelin (wie Anm. 1), 18. 8. 1877.

76 Peter W. Marx, Ein theatricalisches Zeitalter. Bürgerliche Selbstinszenierungen um 1900, Tübingen 2008.

77 Gottfried Korff, Scheinkapellen u. Ä. Sieben Bemerkungen zu den diskursiven und visuellen Strategien des Geschichtsmuseums im Jahrhundert seiner Etablierung, in: Bernhard Graf, Hanno Möbius (Hg.), *Zur Geschichte der Museen im 19. Jahrhundert 1789–1918* (Berliner Schriften zur Museumskunde 22), Berlin 2006, S. 111–124.